



Das Interview

„Es dauert Jahre bis du endlich ankommst“

Der aus dem Ostthessischen stammende Architekt Joseph Reith hat im Auftrag der Misereor-Tochtergesellschaft AGEH 20 Jahre lang die „Nyanza Building Cooperation“ in Kenia geleitet, eine genossenschaftlich organisierte Baufirma, in welcher junge Männer in den verschiedenen Sparten des Bauhandwerks ausgebildet wurden. Reith: „Damit Matinda und Juma irgendwann mal beruflich auf eigenen Füßen stehen würden“.

Mit dem ehemaligen kirchlichen Entwicklungshelfer sprach unser Redaktionsmitglied Horst Hohmann über Bauchlandungen und Etappensiege bei dem schwierigen Versuch, „Kenianer mit den Kenianern“ zu werden.

Frage: Herr Reith, weit über 400 Millionen Menschen sind derzeit in fremden Ländern auf der Suche nach einem neuen Zuhause. Rund ein Drittel von ihnen hat die Heimat wegen Kriegen und materieller Not verlassen. Die große Mehrheit aber ist aus familiären und beruflichen Gründen zu „neuen Ufern“ unterwegs. Schnellstmögliche „Integration“ wird den Migranten in ihrer neuen Umgebung empfohlen und dabei nicht selten der Eindruck erweckt, als ob es für diesen Prozess nur eines „freundlichen Lächelns“ bedürfe. Aber, sind die Hürden der Integration nicht vielleicht doch etwas höher?

Antwort: Die Hürden sind hoch, manchmal sogar unüberwindbar, und wir sollten sie auf keinen Fall kleinreden. Es war 1978, und ich erinnere mich noch sehr gut. Wir waren gerade mal 3 Tage in Kenia und hatten unseren künftigen Wohnsitz Kisumu am Viktoriasee schon erreicht, als die lieben Verwandten in Deutschland besorgt wissen wollten, ob wir gut angekommen seien. „Ja“, haben wir gesagt, dann aber im Laufe der Zeit feststellen müssen, dass du in einer dir fremden Umgebung nicht über Nacht „ankommst“, sondern meist erst nach vielen Jahren. Du musst dir – bildlich gesprochen – „Blasen an den Füßen“ holen, musst lernen, weite Wege zu gehen für Dinge, die du in Deutschland per Knopfdruck haben kannst. Du musst dir abgewöhnen, mit deinem „weißen Gesicht“ hausieren zu gehen, um deine neuen Weggefährten nicht zu demütigen. Du musst Rückschläge wegstecken, darfst aber gleichzeitig nie vergessen, daraus Lehren zu ziehen. Und wenn du dich zwischendurch einsam fühlst, weil du vorerst noch kaum jemanden hast, mit dem du deine 1000 Fragen bereden kannst, darfst du dich um Gottes willen nicht in deine eigenen vier Wände zurückziehen und die Tür hinter dir verschließen.

Frage: Das A und O aller Integrationsbemühungen scheint die Sprache zu sein ...

Antwort: Ohne die Sprache bist du eine halbe Portion. Schließlich ist es ja auch nicht ganz unerheblich, welche Worte du bei der Beerdigung eines beim Brückenbau tödlich verunglückten Mitarbeiters findest oder wie du deinem Bautrupps die Funktion des Eisens in einem Betonpfeiler erklärst.

Mit Englisch konnte ich mir von Anfang an eigentlich recht gut helfen. Mein Kisuaheli dagegen war eine einzige Katastrophe. Die Jungens haben sich vor Lachen gebogen, wenn ich ihnen mit meinem „Mimi huko hapana kujua – ich hier nicht wissen“ erklären musste, dass mir ihre Welt halt doch noch häufig ein Rätsel ist.

Allein die Vorstellung, mich mit anderen Menschen nicht mehr austauschen zu können, war für mich schon immer schrecklich.

Vielleicht habe ich auch deshalb die biblische Geschichte vom „Turmbau zu Babel“ immer mit besonderem Interesse gelesen, weil dort so aufschlussreich beschrieben wird, wie die Menschen aneinander vorbeireden, wie nichts mehr zusammenläuft und wie sie plötzlich aufhören, „an der gemeinsamen Stadt zu bauen“ ...

Frage: Aber ganz offensichtlich nicht, weil die Leute im „Lande Schinar“ unterschiedliche Sprachen redeten, sondern weil sie unterschiedliche Ziele verfolgten ...

Antwort: Genau das ist der Punkt. Wenn Menschen bei einem Gemeinschaftsprojekt nur daran denken, „sich selbst einen Namen zu machen“ geht das Ganze den Bach runter. Wir sind uns in der „Nyanza Building Cooperation“, das kann ich stolz sagen, wohl auch deshalb relativ schnell näher gekommen, weil meine kenianischen Mitarbeiter „in guten wie in schlechten Zeiten“ sehen konnten, dass ich uneigennützig rede und handle, dass es mir wurscht ist, ob ich bei dem korrupten (inzwischen verstorbenen) Bischof Okoth von Kisumu oder bei irgendwelchen deutschen „Entwicklungs-Strategen“ in hohem Ansehen stehe. Wenn du irgendwo reinmarschierst, arrogant und besserwisserisch auftrittst und dich für den Größten erklärst, stehst du dir bei der Integration über kurz oder lang selbst im Weg.

Frage: Wenn ich Sie richtig verstanden habe, kann bei dem Versuch, „Kenianer mit den Kenianern“ zu werden, unsympathisches Verhalten enorm kontraproduktiv sein ...

Antwort: Damit uns die Menschen in einem fremden Land bei sich willkommen heißen - das hängt natürlich ein gutes Stück auch davon ab, ob wir sie für uns einnehmen können. In meinem konkreten Fall bedeutete das unter anderem, dass meine kenianischen Freunde nach gründlicher Prüfung sagen konnten: ach, dieser „Msungu“, dieser Europäer, ist im Grunde ja doch ein recht umgänglicher und sympathischer Typ: Er feiert mit uns, wenn es Anlass zur Freude gibt. Er weint mit uns, wenn wir um unsere lieben Toten trauern. „Kenianer mit den Kenianern“ beginnst du dann zu werden, wenn die Leute anfangen, dich in ihr Herz zu schließen. Das ist ein unbeschreiblich schöner und beglückender Vorgang.

Frage: Es kann also ganz offensichtlich nicht schaden bei so einer „Inkulturation“ zwischendurch immer auch Gesten und Taten sprechen zu lassen?

Antwort: Leider vergessen wir sehr oft, wie ausdrucksstark Gesten und konkrete Taten sein können, welchen großen Eindruck sie manchmal hinterlassen, aber auch welche schlimmen Folgen sie bisweilen haben.

In die „positiven Schlagzeilen“ geriet ich beispielsweise, als ich hochnäsigen deutschen Projekt-Kontrolluren bei ihrem Besuch in Kisumu sagte, dass sie ruhig auch meinen kenianischen Mitarbeitern die Hand reichen können, oder als ich einen indischen Klub-Besitzer am Kragen packte, weil er meine schwarzen Freunde aus der Führungsriege unserer Genossenschaft abweisen wollte. Und als unser Team dann geschlossen – ich mit meinem weißen und die Kenianer mit ihrem schwarzen Gesicht – in den Klub rein durfte, da konnte man an den glänzenden Augen meiner Mitarbeiter sehen, dass Taten mitunter mehr sagen als Worte bzw. zu einer größeren gegenseitigen Wertschätzung beitragen.

Das war sowieso eine meiner ersten Entdeckungen, dass symbolische Gesten sowohl im ganz normalen täglichen Leben wie auch in den traditionellen Kultzeremonien der Kenianer einen sehr viel höheren Stellenwert haben als hier in Europa.

Frage: Wenn man solche Fakten in seiner neuen Umgebung entdecken will, muss man bestimmt gut beobachten...

Antwort: Kein Zweifel. Und bei der Kunst des Beobachtens waren die Massai-Hirten Kenias meine großen Vorbilder. Wenn ich zu Baustellen runter in den Süden, Richtung Kisii, fahren musste, hätte ich drauf wetten können, dass unter demselben Mangobaum am Straßenrand immer derselbe Massai-Hirte steht: bei der Hinfahrt auf dem rechten Bein, bei der Rückfahrt auf dem linken Bein – stumm, eine leblos erscheinende Figur, aber mit hellwachen Augen, denen nichts entgeht.

Da ich wegen der vielen Baustellen-Inspektionen auf fast allen Straßen Kenias unterwegs war, habe ich langsam verstanden, wie die Landschaften das Denken und die Lebensgewohnheiten ihrer Bewohner prägen. Ich habe oben auf der Hochebene von Eldoret und Iten den legendären kenianischen Langläufern beim Training zugeschaut und mir dadurch die fantastische Ausdauer und Leidenschaft der Schwarzafrikaner etwas besser erklären können.

Klar, sehr oft haben mir Matinda und andere Freunde aus dem Leitungs-Team unserer Baugenossenschaft die Augen geöffnet. Sie haben mir geschildert, wie die Verwandtschaftsbezie-

hungen funktionieren und warum deshalb wegen der vielen finanziellen und sonstigen Verpflichtungen gegenüber den lieben Verwandten, der Lohn schon am Ersten des Monats weg ist, oder ein Maurer zum Beispiel mal eine geschlagene Woche nicht am Arbeitsplatz erscheint.

Frage: Und wenn man zwischendurch mal nicht so genau hingeschaut hat oder meint, die Einheimischen nicht unbedingt konsultieren zu müssen, erlebt man da nicht oft seine blauen Wunder?

Antwort: Was bringt das ganze Gerede schon, dass wir angeblich alle „im selben Boot“ sitzen, wenn wir nicht miteinander sprechen und uns wechselseitig nach unserer jeweiligen Meinung fragen! Es hat mich vor Jahren tieftraurig gemacht, als in Somalia, Nachbarland im Nordosten Kenias, die Truppen einer sogenannten Anti-Terror-Allianz einmarschierten und der Premierminister der von der UN anerkannten Übergangsregierung von allem nichts wusste. Niemand hatte vorher Kontakt mit ihm aufgenommen, geschweige denn nach dem Standpunkt seiner Regierung gefragt. Demütigungen dieser Art müssen ja die Vertreter ärmerer Länder laufend hinnehmen.

Beispiele solcher blauen Wunder, wie sie der damalige somalische Premierminister Hassan A. Farah erlebte, könnte ich aus meiner Zeit in Kenia haufenweise auflisten – wo über die Köpfe der Einheimischen und der eigentlich Betroffenen hinweg am grünen Tisch Entscheidungen getroffen wurden.

Stattliche Geldsummen wurden so etwa von Köln an den Bischof von Kisumu überwiesen, um in der Westregion Kenias „Kolpingfamilien“ zu gründen, ohne dass man sich zuvor ein Bild von den dort herrschenden Familienstrukturen gemacht hatte.

Völlig daneben lag man auch mit dem Brunnenbau im Turkana-Land, im Norden Kenias: man hielt es für überflüssig, die Wanderrouten der Nomaden zu studieren und unterschätzte deren Bedeutung für das friedliche Zusammenleben der Klans. Rund um die an zentraler Stelle gebauten Brunnen blieb innerhalb kürzester Zeit kein Grashalm mehr übrig, weil alle Nomaden der Gegend mit ihrem ganzen Vieh zu diesen zentralen Wasserstellen gekommen waren – von „Weißen Elefanten“ spricht man solchen blauäugig konzipierten „Entwicklungsprojekten“.

Frage: Muss man, Herr Reith, nach derart drastischen Erfahrungen und nachdem man in seiner neuen Umgebung endlich „angekommen“ ist, nicht Vieles relativieren, was in der alten Heimat gepflegt und hochgehalten wird?

Antwort: Wenn ich die miserable medizinische Versorgung meiner kenianischen Freunde mit der Überversorgung der Einwohner Fuldas vergleiche und feststelle, dass in einem von mehreren Ärztehäusern Fuldas, wo ich wegen meiner Krebserkrankung vorbeischaute, sage und schreibe 16 Ärzte residieren, kann man doch eigentlich nur ganz laut rufen: „Leute, tretet doch bitte bei Eurem irren Anspruchdenken gelegentlich ein wenig auf die Bremse!“ Geholfen wäre uns ja allen, wenn wir – über Grenzen hinweg – etwas feinfühlicher miteinander umgingen und beispielsweise im „Zeitmagazin“ oder in anderen Publikationen die Sekt-Reklame künftig nicht mehr neben die Reportage über den „Hunger in Äthiopien“ gesetzt wird.